

KARTOFFELSCHNAPS UND KLICKERWASSER

Zurück in die Vergangenheit

Der Unterschied zwischen einer Verkaufsbude und einem Wasserhäuschen? Nun, die Verkaufsbude gibt es schon seit 1800 und entstand, weil die Menschen gerne essen und trinken. Das Frankfurter Wasserhäuschen hingegen gibt es erst seit den 1860ern und entstand, weil die Leute zu viel tranken – und zwar Kartoffelschnaps. Der wurde von den Frühindustriellen zur physischen Stärkung kostenlos an die Arbeiter ausgesetzt und von diesen bereitwillig konsumiert. Allerdings ergaben sich dadurch Probleme: die Arbeitsdisziplin fiel, genauso wie die Qualität der erzeugten Produkte. Hinzu kam der Druck von außen. Die Kirchen und das Bürgertum beschwerten sich über die Alkoholiker. Den Industriellen und der Stadt kam daher der 1862 gestellte Antrag von drei Frankfurter Mineralwasserfabrikanten gerade recht. Diese wollten alkoholfreie Trinkhallen, „Wasserhäuschen“, aufstellen. Die Stadt zögerte nicht lange, erteilte die Konzessionen und förderte die neue Nüchternheit sogar. Und so expandierte das Wasserhäuschenimperium in den Folgejahren unaufhaltsam. 1871 standen bereits 18 Stück auf verschiedenen Werksgeländen. Zum Selbstkostenpreis oder zum Nulltarif wurde es an die Arbeiter ausgesetzt und entwickelte sich so letztlich zur Wunderwaffe gegen Alkoholsucht. Die goldenen Zeiten des Kartoffelschnapses waren vorbei – zumindest während der Arbeitszeit. Außerhalb der Produktionsstätten war die Nachfrage nach Getränken mit Prozenten ungebremst. Der Versuch der Stadt, die Alkohol verkaufenden Trinkhallen zu schließen, scheiterte am Protest der Unterschicht. Diese als „hässlich“ geltenden Buden wurden deshalb weiterhin toleriert.

Aus Wasser wird Brause

1899 schmückten in Frankfurt rund 200 Trinkhallen das Stadtbild – sowohl „hässliche“ wie auch antialkoholische. Rund die Hälfte gehörte der Firma Jöst, den Gebrüdern Krome die meisten anderen. Diese brachten die Branche ordentlich zum Blubbern. Denn bei den Gebr. Krome gab es nicht nur Soda-, sondern auch „Klickerwasser“ (Brauselimonade in Kugelflaschen), was den Wasserhäuschen zu zusätzlicher Popularität verhalf und wodurch sich die Bezeichnung auch im Volksmund etablierte. Über Generationen prägte das Klickerwasser die Frankfurter Ureinwohner. Als seien sie selbst dabei gewesen, schwärmen bis heute Trinkhallenkunden von diesen Zeiten: „Da hasse damals für zehn Pfennisch anne Bude so n Kniggerwasser kaafe könne, zehn Pfennisch. So war des damals. Des ja heudd alls anners.“

Wasserhäuschen werden zu Minimärkten

Nach dem ersten Weltkrieg kriselte es in der Wasserhäuschenbranche. Produktion und Umsatz von Mineralwasserprodukten brachen auf Grund des Rohstoffmangels ein und brachten viele Büdchenbesitzer an den Rand des Existenzminimums. Eine Sortimentserweiterung musste her. Im Schaufenster der Büdchen standen nun vor allem Tabak, Schokolade, Obst und Zeitungen. Umliegende Geschäfte und insbesondere Tabakhändler waren von der neuen Geschäftsidee wenig beeindruckt und klagten gegen die neue Konkurrenz – ohne Erfolg. Die Wasserhäuschen blieben. Denn für Kriegsinvaliden und Unterschichtler waren sie oftmals die einzige Möglichkeit, Arbeit zu finden. Ohne diese wären sie der Armenfürsorge zu Last gefallen, was die städtischen Behörden verhindern wollten. Ein weiterer Anlauf, die Wasserhäuschen zu stoppen ging 1930 von den Stadtverordneten aus, die gegen die Buden-Oligopolisten Krome und Jöst klagten und ihnen die Verträge kündigen wollten. Da die Unternehmer jedoch „Erwerbsbeschränkten“ Arbeit boten, wurden die Verträge 1931 nicht gestoppt, sondern verlängert.

Trinkhallen-Nazis

„Hart wie Kruppstahl, flink wie Windhunde und zäh wie Leder“ sollten die Deutschen sein. Schwächen wurden nicht geduldet. Gemütliche Trinkhallen und ausschweifende Alkoholgenüsse passten nicht ins Bild der NSDAP. Nach der Machtübernahme Hitlers 1933 wurde Volksschädigendes systematisch entfernt, darunter auch Trinkhallen. Diese passten nicht in das zu-

kunftsorientierte, neue Straßenbild der Nazis, zumal sie der Arbeiter-Gesellschaft wie Sozialdemokraten und Kommunisten als Treffpunkt dienten. Das verlängerte Wohnzimmer wird den „Regierungsablehnern“ genommen. Wasserhäuschen, mit Ausnahmen die des Sturmführers Jöst, werden radikal abgerissen und aus dem Frankfurter Straßenbild entfernt.

Fresswelle und Flüssignahrung

Nach dem Zweiten Weltkrieg knüpfte man an vergangene Traditionen wieder an. Das Tolle daran: Trinkhallen sind schnell gebaut. Ein paar Bretter und Nägel, und schon ist die Bude fertig. Vor allem an Endhaltestellen von Straßenbahnen entstanden auffällig viele Verkaufsstellen. Vom Wirtschaftsboom profitierten schnell auch die Trinkhallen, denn die Leute konsumierten mehr, und zwar nicht nur Toast Hawaii und Restaurationsbrot, sondern auch Flüssignahrung. Sogar eine eigene Trinkhallenspezies wurde in dieser Zeit entwickelt: das nach seiner Optik benannte Pilzkiosk (das allerdings nur Milch und Milchprodukte verkaufte).

So fanden die Wasserhäuschen in den 50er und 60er Jahren großen Zulauf, was zu einer stetigen Trinkhallenexpansion führte. Trotz der NS-Vergangenheit mischte die Firma des Sturmführers Jöst nach Kriegsende im Trinkhallengeschäft ordentlich mit. Das Produktangebot wurde erweitert und so fanden Jöstcola, Brennstoff, Wein, Milch, Apfelsinen und Bier eine neue Heimat in Jösts eigenen Trinkhallen. Auch entstanden die ersten Steh-Bierthecken für Durstige an der Straße. Anfang bis Mitte der 70er gaben die zwei Firmen Krome und Jöst aus nicht feststellbaren Gründen ihre Trinkhallen aus der Hand. Die ortsansässige Bindung-Brauerei kaufte einen Großteil auf und wurde fortan neue Mutter der adoleszenten Straßenkinder. Vereinzelt finden sich private Abnehmer, der Rest schließt seine Verkaufsklappen. Für immer.

Kios werden zum Problem

Anfang der 70er bereitete der erhöhte Alkoholkonsum an den mittlerweile rund 800 Wasserhäuschen den Anwohnern und der Stadt Frankfurt (mal wieder) Probleme. Die Anzahl der Lärm- und Geruchsbelästigungen stieg, das Ansehen der Frankfurter Trinkhallen hingegen fiel. Die Bürger forderten mehr Toiletten und weniger oder gar keinen Alkoholausschank. Mit Teilerfolgen: Karrys-Klo-Verordnung von 1973 zwang die Betreiber von nun an Toiletten an jeder Trinkhalle vorzuweisen. Um dem kostspieligen Pflichtklo zu entgehen, ging der Trend in Richtung Schein-Kiosk im Einzelhandelsgewerbe. Ehrliche Besitzer räumten teilweise aus Geldmangel automatisch das Feld. Und so schrumpfte seit 1975 die Anzahl der Buden kontinuierlich. Auch weil sie seitens der Stadt als Störfaktor angesehen und weniger Konzessionen erteilt wurden. Wenig später setzte aber schon eine Gegenbewegung ein: Von politischer wie auch von medialer Seite. Allerdings ließ sich durch die Aufrufe zum Erhalt der Trinkhallen und durch die positive Berichterstattung die öffentliche Einstellung zu den Trinkhallen nur bedingt korrigieren. Der Zunahme an Schließungen konnte nicht maßgeblich entgegengewirkt werden.

In den 80ern konnte die Stadt Frankfurt die Anzahl an Trinkhallen weiterhin schmälern. Die Argumentation der Ämter: Trinkhallen stünden den zukünftigen Plänen zur Modernisierung und Umstrukturierung Frankfurts im Wege und störten durch ihr altes, zerfallenes Äußeres. 1986 sinkt die Anzahl an Konzessionen auf ca. 600. Eine genaue Anzahl lässt sich aufgrund von Trinkhallen mit falscher Gewerbezuweisung, die sich mit unter diese Zahlen mischen, nicht bestimmen. Besonders alte und gut erhaltene Wasserhäuschen in Frankfurt haben das Glück, dass sie in die Riege der unter Denkmalschutz gehaltenen fallen, was sie aber nur zum Teil vor weiteren Abrissplanungen bewahrt. 2004 fällt der Bestand auf 280 vorhandene Konzessionen. Verlängerte Ladenschlussgesetze, Konkurrenten wie Tankstellen, Supermärkte und Imbisse machen es den Trinkhallen gerade in der heutigen Zeit schwer, sich über Wasser halten zu können.



Foto der ersten Trinkhalle (kleines Häuschen) am Osthafen in Frankfurt am Main neben der Fuhrwerkswaage, 1913